

Flüchtlinge auf freiem Feld

Autor(en): **Brunner, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **76 (1967)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flüchtlinge auf freiem Feld

Ernst Brunner

Seit einiger Zeit schon besuchen wir das Dorf Plei Jur und betreuen dort die Kranken. Der Weg aber führt weiter, über Plei Jur hinaus. Wohin? Wir wissen es nicht. In allen umliegenden Dörfern haben wir bereits gefragt. Niemand kann uns Auskunft geben, überall stossen wir auf ausweichende Antworten. Endlich versuchen wir selbst, sein Ziel auszukundschaften. Nach etwa drei Kilometern jedoch endet unsere Expedition an einem Bach, über den keine Brücke mehr führt. Das Wasser ist zu tief, um mit dem Jeep hindurchzufahren. Also müssen wir unverrichteter Dinge zurückkehren.

Eine Woche später begegnen wir zufällig einem Mann, der uns das längst Gesuchte ungefragt bis in alle Einzelheiten erzählt: Er stamme aus Plei Homorong, jenem Dorf, zu dem der unbekante Weg führt. Nur acht Kilometer seien es bis dort, der Weg aber sei gefährlich, da unmittelbar hinter dem Bach Minen gelegt seien. Ausserdem werde er auf einer Strecke von gut vier Kilometern von Vietcongs bewacht. Trotzdem bittet uns der Mann, auch in seinem Dorf und drei weiteren Ansiedlungen, die vom Vietcong beinahe eingeschlossen sind, die Kranken zu besuchen.

Nur etwa dreissig Kilometer liegen die genannten Siedlungen von Kontum entfernt. Doch man muss, weil vier Kilometer der direkten Zufahrt miniert und von Vietcongs überwacht sind, einen so weiten Umweg fahren, dass die Strecke schliesslich sechzig Kilometer beträgt. Wider Erwarten verläuft die Hinfahrt recht gut, die Wege sind im allgemeinen nicht schlecht, trotzdem verlieren wir viel Zeit. Alles muss genau notiert werden: die Namen der Ortschaften, die am Wege liegen, ihre ungefähre Einwohnerzahl und die Entfernung von Dorf zu Dorf, denn es gibt keine einzige Karte, die uns auch nur einigermaßen zuverlässig über die geographischen Gegebenheiten orientiert. Da wir nie voraussehen können, ob wir nicht irgendwo in Schwierigkeiten geraten, müssen wir genau wissen, wo wir uns befinden, wo man die nächste Hilfe holen kann, wo es einen sicheren Ort gibt, in dem wir unser Nachtquartier aufschlagen können, und manches andere mehr.

In Plei Homorong werden wir ziemlich misstrauisch empfangen, wie so oft, wenn wir in einem Dorf zum erstenmal Visite machen. Nachdem wir etwa zehn Patienten behandelt haben, kommen ein paar Buben zum Jeep gelaufen und fordern uns auf, einige Kilometer weiter südlich zu fahren: Dort hielten sich zweihundertfünfzig Flüchtlinge auf, und viele von ihnen seien todkrank.

Wir folgen den Knaben, die uns als Wegweiser begleiten. Als die Buben uns endlich anhalten heissen, können wir zunächst weit und breit nichts erblicken. Kein Dorf, kein Zelt! Erst als die Kinder uns darauf aufmerksam machen, sehen wir das unbeschreibliche Elend. Zweihundertfünfzig Menschen leben auf freiem Feld. Nicht einmal Decken haben sie. Fast alle Kinder laufen nackt herum. Wasserflasche und Buschmesser waren das einzige, das diese Flüchtlinge mitnehmen konnten auf ihrem weiten beschwerlichen Fluchtweg. Das, was sie an Beeren täglich im Busch finden, bildet ihre einzige Nahrung. Aus den niedrigen Steppenbüschen haben sie sich behelfsmässig ein paar Laubhütten zum Schutz gegen die Sonne gebaut, die tagsüber sehr heiss auf die kahle Fläche niederbrennt. Gegen den starken Wind, der nachts über das Feld fegt, und gegen die Kälte haben sie keinen Schutz.

Während die Erwachsenen die Flucht einigermaßen gut überstanden haben — natürlich gibt es auch unter ihnen Kranke —, ist es um die Kinder schlecht bestellt. Nur zwei von ihnen sind gesund, alle übrigen krank, zum Teil schwer krank, ausgetrocknet und fast verhungert. Die meisten leiden nebst starkem ununterbrochenem Durchfall an einer akuten Mundschleimhautentzündung, die auf den zu grossen Vitaminmangel zurückzuführen ist. Selbst wenn es ihnen nicht an Nahrung fehlen würde, könnten diese Kinder kaum etwas herunterzuschlucken, so entzündet ist ihr Mund. Wir verteilen unsere besten Medikamente. Mit unsäglichen Mühen schlucken die Kinder die Tabletten. Weil sie wissen, dass wir ihnen helfen wollen, versuchen sie es immer wieder, auch wenn es mit quälenden Schmerzen verbunden ist.

Die Sonne geht bereits unter, als wir durch die weite, landschaftlich sehr schöne Hochebene zurückfahren. Kilometer weit ist alles mit Heidekraut bewachsen. Ein traumhaft schöner Anblick, wenn die Abendsonne schräg auf die rote Fläche fällt! Kein Mensch ist unterwegs. Eine unendliche Stille und Ruhe geht von dieser Landschaft aus. Welch friedliches Land!

Allzuschnell wird uns jedoch wieder bewusst, dass wir uns inmitten kriegerischer Auseinandersetzungen befinden. Wenige Kilometer weiter schon geraten wir in ein Gefecht. Soldaten rücken mit angeschlagener Waffe vor. Es knallt und pfeift von allen Seiten. Was tut man in solchen Augenblicken? Man gibt Vollgas und macht sich davon. Erst nach der nächsten Kurve, wenn wieder alles ruhig ist, wird man sich bewusst, dass es einen Augenblick lang nicht ganz ungefährlich war.

In den Dörfern und Flüchtlingslagern der Bergbewohner, der sogenannten «Montagnards», im südlichen Vietnam geht das Leben in seinen einfachen Bahnen weiter, trotz der ständigen Bedrohung durch den Krieg, einen Krieg ohne Front, der bald da, bald dort aufflackert, dessen Grund und Zweck für diese Menschen unverständlich ist.

Die Disharmonie, die Umwälzungen unserer Zeit hinterlassen ihre Spuren in den hintersten Siedlungen: Blechkannen und Plastikbehälter — wie auf untenstehendem Bild sichtbar — sind Anachronismen bei diesen Eingeborenen, Angehörigen einer vermutlich ursprünglich malayisch-polynesischen Kultur, die zu Anfang dieser Zeitrechnung an der Südküste Vietnams auftauchten, mit der Zeit aber immer mehr ins Gebirge abgedrängt wurden.

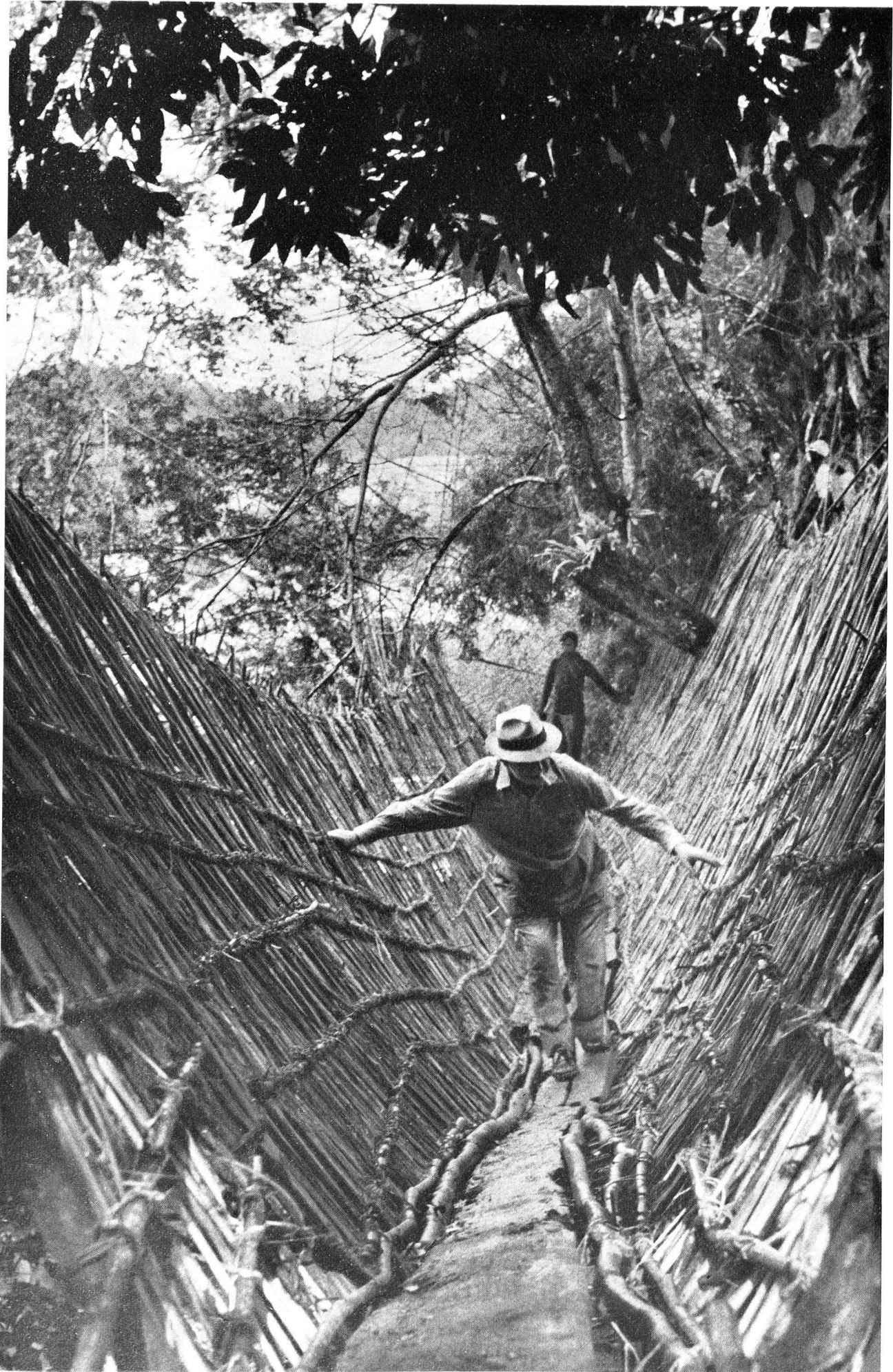


Eine vietnamesische Familie hat sich aus der gefährlichen Zone geflüchtet und auf offenem Felde eine Laubhütte erbaut, die in der Tageshitze Schatten spendet, gegen die nächtliche Kälte oder Nässe aber nur wenig Schutz bietet. Die Vietnamesen sind Meister im Anfertigen von allerhand Flechtarbeiten. Ihre Hauptnahrung ist Reis, der in hölzernen Mörsern zu Mehl zerstampft wird.

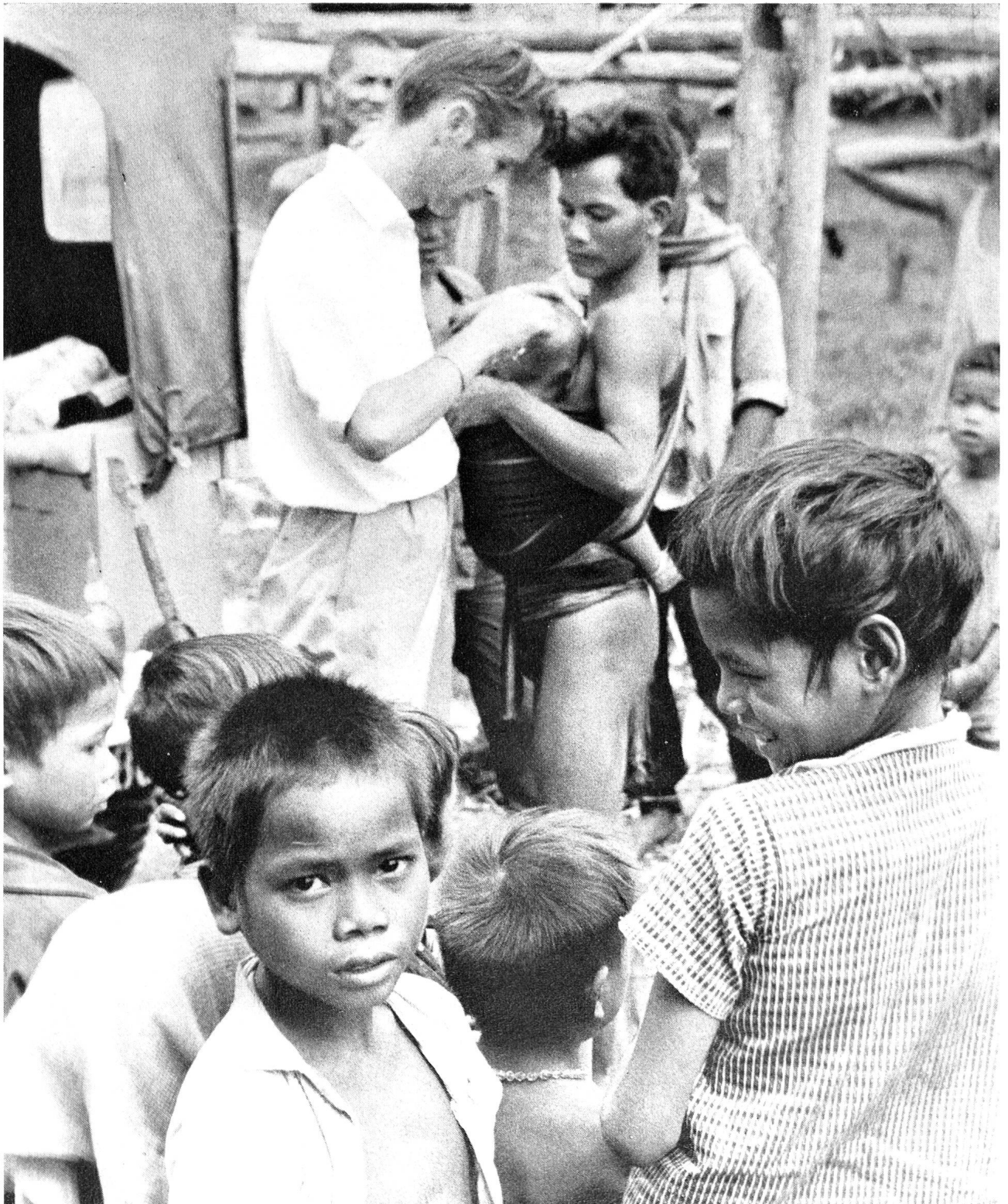




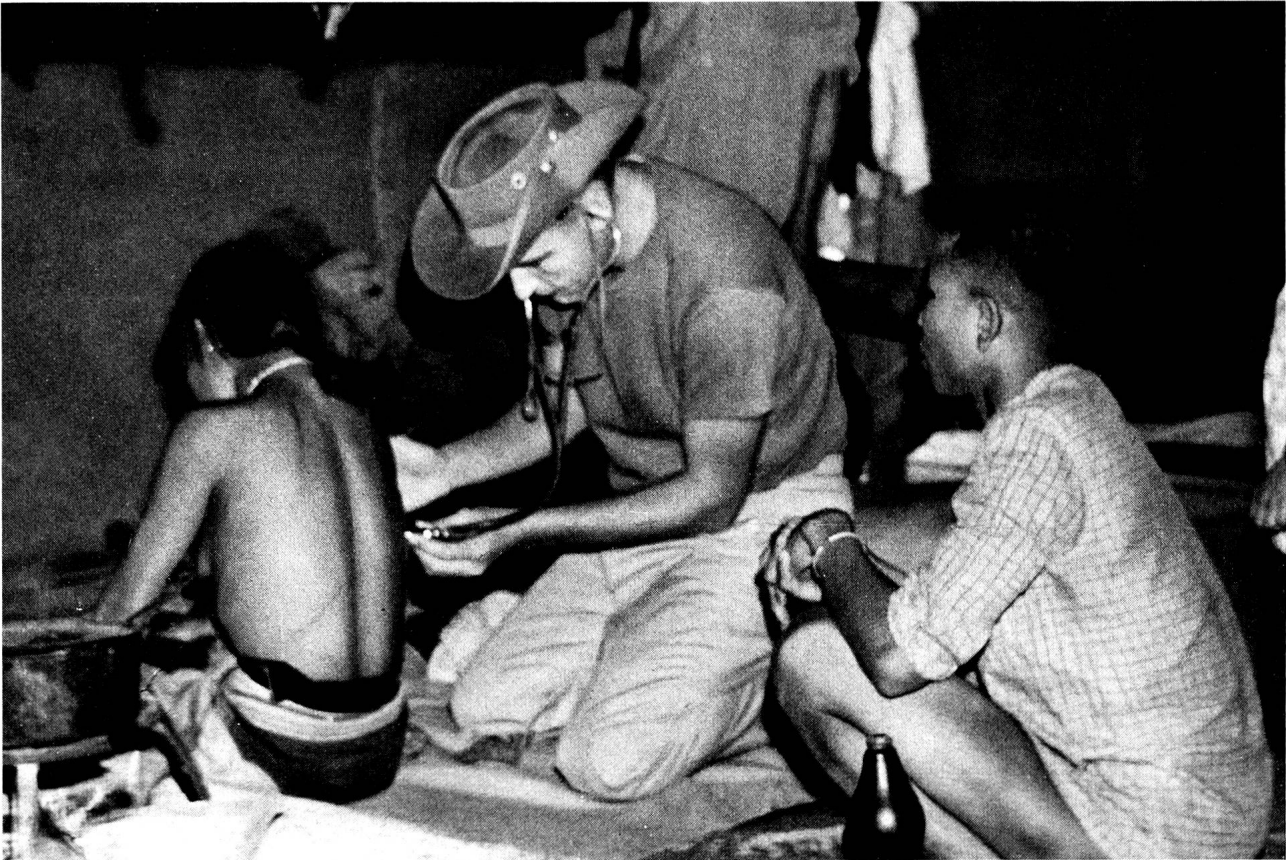




Die medizinische Equipe des Schweizerischen Roten Kreuzes besucht von Kontum aus regelmässig mit dem Jeep die umliegenden Dörfer. Manche Uebergänge aber sind nicht einmal mehr mit dem Jeep zu befahren. Schwerkranke werden ins Spital von Kontum verbracht, das über eine chirurgische, eine internistische und eine pädiatrische Abteilung verfügt.



Viele der Montagnards sind unterernährt. Darum hat das Schweizerische Rote Kreuz durch die Equipe in Kontum zweimal Reis verteilen lassen. Die Flüchtlinge haben an ihren neuen Siedlungsplätzen zum Teil wieder Reis anbauen können, aber bis zur neuen Ernte sind sie auf Hilfe angewiesen, wenn sie auch etwas Nahrung in den Wäldern sammeln können.



Wir befinden uns in einer Montagnards-Siedlung mit den typischen, auf Pfählen erstellten Langhäusern. Zentrum jedes Dorfes ist jeweils ein hochgiebliges, besonders schön verziertes Gemeindehaus.

Die Schweizer Equipe war da. Ein Arzt und ein Pfleger besuchten ihre Patienten in den Hütten, gaben Arzneien aus und erteilten Anordnungen für die weitere Behandlung. Sie versprachen, später wieder zu kommen und nach den Kranken zu sehen. Nun fahren sie weg in ihrem Jeep, der mit seinem ungewöhnlichen weissen Anstrich und dem roten Kreuz auf jeder Seite zu einem vertrauten Anblick geworden ist. Die einfachen Menschen in dem Bergdorf sind nicht mehr «Vergessene», jemand kümmert sich um sie.

